

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

28 (3.2.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 9

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Dr. 9.

Karlsruhe, Dienstag den 3. Februar 1914.

34. Jahrgang.

Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben!

Wenn ein innerlich religionsloses, grob materielles Zeitalter den überflüssigen Inhalt eines vorhandenen Religionsystems beibehält, so ist diese Schonung ganz allein dem Bedürfnisse eines Volkes für den ungezügelteren Böbel, dessen der Gebildete nicht bedarf, und dem Mangel eines zweckmäßigeren Ergänzungsmittels der Polizei und des gerichtlichen Beweises verdankt. (J. G. Fichte.)

Der Heidenkaplan.

Kleinadtgeschichten von Ferdinand Nadinger. (Schluß.)

Unheilchwangere Gewitterwolken hallten sich drohend über dem Haupt der ahnungslosen Lehrerin. Sie merkte erst, was für ein Wind piff, als sie ein paar Tage lang fortwährend durch den Holzzeidiener aus dem Unterricht gerufen wurde, bald zu einem Verhör beim Bürgermeister, bald zum Oberamtmann ins Amtshaus.

Eine solche Spannung vertrogen die zarten Saiten ihres Gemüts nicht. Das Mädchen wand sich in Weintrümpfen auf ihrem Zimmer, lehnte jede Nahrung ab und vermochte nicht mehr, ihren Dienst zu versehen.

Als aber der Kreis Schulrat in Person kam, mußte sie sich auf dessen Befehl ins Schulhaus schleppen. In Anwesenheit des Ortschulrats und vor versammeltem Lehrkörper mit Einschluß des Pfarrers erteilte der Gestrenge der erbärmlich Schluchzenden einen scharfen Verweis, der in der Androhung der Dienstentlassung gipfelte.

Am selben Tage trafen jedoch auch die Eltern der Verurteilten ein, ehrenwerte Leute aus der Hauptstadt, die sich nach einem Besuch der Herren Kaufher zum Kreis Schulrat begaben, um der Sache ein Ende zu machen. Dittke Hoffmeister wurde aus dem Staatsdienst abgemeldet und da die aufgebrauchte Mutter ihre Tochter auch keine Stunde länger unter dieser christlichen Bevölkerung wissen wollte, mußte eine Krankheit vorgeschützt werden, bis das Entlassungsgeld auf dem geordneten Instanzenweg verbessert wäre.

Dieser Ausgang befriedigte die Steinacher in hohem Maße. Das Reptil der kleinbürgerlichen Moral hatte sich an dem neuen Opfer vorerst satt gefressen und war im Verdauungszustand veröhnlichen Anwandlungen zugänglich. Der Heidenkaplan mochte daraus ersehen, daß in Steinach gottlob noch Recht und Ordnung herrschten, und daß man sich über das Althergebrachte nicht straflos hinwegsetzen dürfte. Ein Stein des Anstoßes war beseitigt und die Frommen taten sich etwas darauf zu gut, daß sie die unsittliche Lehrerin aus ihrer Stadt hinausgedrückt hätten.

Das war denn auch für den geheimen Drahtzieher der Volksstimmung die rechte Gelegenheit, der Verschwundenen den Felsstritt zu versehen. Der würdige Pfarrer verstand es, der gemeinen Schadenfreude einen moralischen Anstrich zu geben, indem er in der Sonntagspredigt mit deutlich erkennbarer Beziehung die Worte behandelte von dem ärgernden Auge, das man solle austreiben. Und an einer anderen Stelle warnte er vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu uns kommen, innen aber reißende Wölfe sind. Man konnte beobachten, wie die Weber einander verständnisvoll zunickten; sie wußten schon, auf wen das ging.

Ulrich Kaufher lief über die ganze Zeit in heller Wut im Städtchen herum. Ohnmächtig, in den Gang der Geschicknisse einzugreifen, mußte er allem zusehen, wie es ging. Am liebsten hätte er das ganze Nest geohrfeigt, so fürchtbar geladen war er, und er sprach davon, für immer wegzugehen.

Nur scheute er den Anschein der Flucht, den ein solcher Abschied erweckt hätte; diesen Triumph gönnte er den

Steinachern nicht. Er wollte zu seinem Bierlein einen kräftigen Schluckpunkt setzen, irgend ein Ding drehen, daß die Spießer noch einmal Maul und Nase aufrißen.

Während er noch darüber nachgrübelte, trat ein Ereignis ein, das auf den ersten Blick in keinerlei Beziehung zu Kaufhers Rachepläne stand. Ein dem Trunke ergebener Tagelöhner und Stadtarmer, namens Schlaile, der in Amerika Schiffbruch gelitten und als Bettler nach Steinach zurückgekehrt war, hatte seinem Leben durch Erhängen ein Ende gemacht.

Der Pfarrherr weigerte dem Selbstmörder das kirchliche Begräbnis und daher schickte man sich an, den Tagelöhner wie einen Hund einzuscharren, abseits von den ehrlichen Christen, in einer ungeweihten Ecke des Kirchhofs, wo sonst nur ein Hausen alter Blumen und Totenkränze moderte. Niemand machte Anstalten, dem Selbstmörder das letzte Geleit zu geben; Verwandte hatte er keine mehr am Plage und seine ehemaligen Freunde schützten triftige Abhaltungen vor.

Auf einmal schwirrte die Nachricht durchs Städtchen, die Mitglieder des Wandervogels wollten dem Tagelöhner für ein anständiges Begräbnis sorgen und der Heidenkaplan werde die Grabrede halten!

Das gab Feuer unter das Dach der Kleinstädter. Nach allem, was man bisher von dem Studenten gehört hatte, durfte man so eine Art Biermesse erwarten. Man mitterte ganz gefühlsmäßig ein grobes Vergnügen und schon darum mußte man dabei sein, um alles Vorfallende mit eigenen Ohren zu vernehmen. So kam es, daß sich vor dem Armenhaufe doch etliche schwarzgekleidete Männer und Weiblein einfanden, in deren Augen eine heiße Reugier funkelte.

Kaufher und seine Genossen schritten in Zylinderhüten hinter dem gelbgetrichenen Sarge her. Und als man auf dem Gottesacker ankam, gewahrte man dort eine Art Volksversammlung. Das ganze Nest hatte sich auf die Beine gemacht, um unter dem Borwand, am Grabe Dahingekleidener zu arbeiten, das seltsame Schauspiel mitzugenießen. Ueberall zwischen den Gräberreihen drängten sich Menschen, streckten von außen die neugierigen Köpfe über die Friedhofsmauer. Als der Sarg ankam, nahmen sie jedoch fromm die Hüte ab und standen schweigend da.

Ulrich Kaufher trat vor und begann mit klarer Stimme seine Grabrede. Er gab einen kurzen Abriss der Lebensgeschichte des Selbstmörders, zeigte, wie er, von ehrbaren Eltern abstammend, seine Heimat verließ, um in der Neuen Welt dem Glück nachzujagen, wie er enttäuscht und bettelarm nach Hause kehrte.

Der junge Medner machte seine Sache wirklich nicht übel. Er verstand es, die richtigen Worte zu wählen, um die Gemüter zu packen. Die Worte liefen ihm glatt und in gefälligen Wendungen vom Munde, daß man gebannt zuhörte. Bereits zogen die Weiber ihre Schnupftücher und fingen an zu wischen.

Kaufher suchte die Tat des Verstorbenen verständlich zu machen und die Zuhörer für einen milderen Standpunkt zu gewinnen, als ihn der Pfarrer einnahm. „Nicht feig dürften wir den Unglücklichen schelten“, sagte er, „den ein Uebermaß des Lebensleides veranlaßte, Sand an sich zu legen; nein, unser Mitleid sollen wir ihm schenken, denn er war der Vermissten einer. Auch nicht Unehre lud er durch seinen Tod auf sich, denn er lebte ja nur sich allein und hatte für niemand zu sorgen.“

„Es sind irriige Begriffe, die jahrhundertlang den Selbstmord zum Verbrechen stempelten, und hohe Zeit ist es, daß die moderne Menschheit diese alten Werte umwerfe. Nichts hat der Mensch so eigen, wie sein Leben! Aus Gottes Hand empfing er es als Geschenk, in Gottes Hand darf er es zu jeder Frist zurücklegen, wenn er unter der Last des Ungemachs zusammenbricht. Wer, der das

Die Ausbeutung der Vorbehaltsprostituierten. In Nürnberg ist die Prostitution lafarniert, angeblich aus sittlichen und sanitären Gründen, in Wirklichkeit aber zur besseren Bequemlichkeit der Polizei, denn die Geschlechtskrankheiten sind dabei nicht geringer verbreitet als anderwärts, und wenn man von sittlichen Gefahren sprechen will, so sind solche bei den Vorbehalten, die alle Welt kennt, wohl viel größer als bei der geheimen Prostitution. Dafür sind aber die Vorbehaltsprostituierten der schrankenlosesten Ausbeutung überliefert, wie aus den Mietverträgen hervorgeht, die sie mit den Vorbehaltsgebern abschließen müssen. Hier das Beispiel eines solchen Vertrages:

Mietvertrag.
Frau Anna Pfister, Besitzerin des Hauses Spittlerstraße 44, nimmt die Dirne in ihrem Hause auf. Sie räumt ihr insbesondere ein möbliertes Zimmer mit Bett ein und gewährt ihr Kost, die Wetzwäsche, die Beheizung, Beleuchtung, alles in vollständiger, ausreichender Weise. Hierfür hat die Mieterin an Frau Anna Pfister täglich einen Preis von 12 Mark — Pf. (mit Worten zwölf Mark — Pfennig) pünktlich zu entrichten.

Zwölf Mark muß also die Prostituierte mit ihrem traurigen Gewerbe täglich verdienen, nur um die „Vermieterin“ zu befriedigen. Zwölf Mark pro Tag — das sind im Jahre 4380 Mk. von einer einzigen „Dirne“. Man sieht, die polizeilich geregelte Prostitution ist ein sehr einträgliches Geschäft für die — Vermieter.

Heiteres.

Ein schwerer Junge. „An mi traut sie soa Richter her! Wis er meine Vorstraf'n verles'n hat, is er badurft!“ (A. d. Simpl.)

Lieber Simplicissimus!

Als noch die geistliche Schulaufsicht in Baden ihre schönsten Blüten trieb, zog in einem Landorte ein gestrenger, geistlicher Herr ein. Wenige Tage nach seiner Ankunft ließ er den Lehrer zu sich rufen. „Lieber Lehrer“, begann er, „die meiste Zeit werde ich mich hier in meinem Studierzimmer aufhalten. Wie Sie wissen, kann ich von diesem Fenster aus das Schulhaus übersehen, wie auch Sie von dort aus dieses Fenster im Blick haben. Sollte ich Sie zu sprechen wünschen, so werde ich am Fenster kurz so machen.“ Dabei winkte er mit dem gebogenen Zeigefinger — „Ganz recht“, entgegnete der Lehrer; „und wenn ich dann si mach“ — er schüttelte verneinend mit dem Kopf — „dann komm ich nicht.“

In einer Bierwirtschaft in Basel, eine Viertelstunde jenseits der Reichsgrenze, sitzen — Januar 1914 — zwei gute Zaberener Würger. Erregtes Gespräch über die Vorgänge in der fernem Heimat. Endlich macht der eine seiner gereiften Seele Luft: „I will so dene Malefizprüffe nis Vos angewunscht habe. Awei wenn jede e große Kopf kriete tate dulle Lüs und derzue e kurz' Arm, as er nit trake kann, das fraite mich meche wie e Plat Käverknöpfel!“ (Aus dem Simpl.)

Berliner Karrenabend.

Zum Parlament der Obotriten
Der Karrenabend — Eintritt frei.
Die Junter und die Pfaffen stritten,
Wer preußischer von beiden sei.

Es tut den Wilzen und den Sorben
Die deutsche Frage wieder leid.
Man ist, da Bismarck schon gestorben,
In einiger Verlegenheit.

Man fragt sich mit gehalten Händen,
Warum die Preußen so beliebt,
Und wettert, da es außer Wenden
In Deutschland auch noch Deutsche gibt.

Man droht den Brüdern mit der Amute,
Die Väterchen den Seinen lieb,
Und waret schon in ihrem Blute —
Vorläufig in der Phantasie.

Man preißt die Forstner und die Reuter
Und trampelt auf dem Reichsgesetz.
Ein Wiederläufer und Dickschäuter
Brüllt schon nach einem Königgrätz.

Bravo! Laßt eure Preißche Narren!
Ich sage laßeln: Wie Gott will!
Im Jahrbing lärmten alle Narren,
Am Achermitztag sind sie still.

(Edgar Steiner im Simpl.)

Die Ueberstundenarbeit wird immer noch in überreichem Maße bewilligt. Im Jahre 1912 wurden 5866 Betrieben an 108 341 Wochentagen außer den Samstagen für 614 697 Arbeiterinnen zusammen 6 509 192 Ueberstunden gestattet. Das macht im Durchschnitt auf jeden der betr. Betriebe 1109,8 Ueberstunden. Die Ueberarbeitsstage haben im Jahre 1912 abgenommen, die Ueberstunden jedoch um 482 380 zugenommen und unter den Staaten, in denen die Ueberstunden erheblich zugenommen haben, steht Preußen mit 270 657 an der Spitze. Dann folgen Elsaß-Lothringen, Baden, Bayern, Sachsen-Altenburg, Württemberg, Hessen, Braunschweig, Sachsen-Bretmar und Meuß i. L.

Während die Ueberarbeit an den Samstagen im ganzen zurückgegangen ist, muß für die Metallverarbeitung festgestellt werden, daß der frühe Arbeitschluß durch die bewilligten Ausnahmen fast ganz aufgehoben wird. In den erfassen Betrieben hatte jede Arbeiterin an jedem Samstag 2 1/2 Stunden Ueberarbeit zu leisten.

Diese Zahlen beweisen aufs deutlichste, wie sehr es die Unternehmer verfehlen, den gesetzlich gewährleisteten Arbeiterinnen-schutz zu einem guten Teil illusorisch zu machen. Es muß immer mehr darauf geachtet werden, daß nicht die Bewilligung von Ausnahmen die Regel wird, und den Aufsichtsbehörden müßte ins Gedächtnis zurückgeführt werden, daß der zeitliche Samstagsschluß das beste Mittel ist, um den Arbeiterfamilien eine geordnete Hauslichkeit und den Frauen eine wirkliche Ruhe am Sonntage zu sichern. Welt jeder Ausnahmebewilligung verhängt man sich an der Gesundheit der Ehefrauen, an den Trägerinnen komender Generationen.

Die organisierten Arbeiterinnen müssen der außerordentlich bedauernden Nachgiebigkeit der Aufsichtsbehörden die Forderung des gänzlich freien Samstagnachmittag entgegenstellen. Wo bleiben Regierung, Ärzte, Nationalökonomien und Sozialpolitiker, die immer wieder predigen, daß die Frau dem Haus erhalten bleiben müsse? Ihre Worte müssen als Heuchelei angesehen werden, solange sie nicht dagegen protestieren, daß Tausenden von Frauen die gesetzlich zugesicherte Freizeit verliert, nur weil der Unternehmer keinen Schaden erleiden soll.

Kleine Nachrichten.

* Die Frauenbewegung in der Schweiz. Ihren allgemeinen Frauentag am gleichen Tage wie die deutschen Genossinnen abzuhalten, beschloß am Sonntag, 26. Januar, die Jahresversammlung des sozialdemokratischen Arbeiterinnenverbandes der Schweiz. Die Versammlung war früher als sonst einberufen und sollte über Fortbestand oder Auflösung des Verbandes entscheiden. Dieser Punkt der Tagesordnung entsprach einem Auftrage der vorjährigen Tagung. Er hatte fast ein Jahr lang ein gehäufliches Arbeiten und Fortentwickeln des Verbandes verhindert, wie sich aus dem Jahresbericht des Zentralvorstandes ergibt. Zimmerlich konnten im Laufe der seit dem letzten Verbandstage vergangenen neun Monate vier neue Vereine gegründet werden, deren Anschluß an den Verband nunmehr Aufgabe des neuen Zentralvorstandes sein wird, dessen Sitz von Basel nach Zürich verlegt wurde.

Der Antrag auf Auflösung war von einer kleinen, finanziell schwachen Sektion gestellt, welche sich durch den Beitrag an die Zentralorganisation — monatlich 20 Cent. — bedrückt fühlte. Er erhielt Unterstützung von demjenigen, welche die Arbeiterinnenvereine, wie in Deutschland, in der sozialdemokratischen Partei aufgehen lassen und mit ihr verschmelzen möchten; außerdem wurde er begründet mit finanziellen Schwierigkeiten des Verbandes selbst. Die Gegnerinnen der Auflösung, prinzipiell einer Verschmelzung mit der Partei nicht abgeneigt, hielten bei der Herrschaft der schweizerischen Parteiverhältnisse für verfrüht. Die finanziellen Schwierigkeiten ließen sie nicht gelten und wurden dabei von der Jahresabrechnung unterstützt, welche infol. Preiskontos einen Saldovortrag von über 2000 Franken zugunsten des Verbandes ergab. Dies, in Verbindung mit dem Statut, welches eine Auflösung erst zuläßt, wenn die Zahl der Vereine unter drei sinkt und die gegen die Auflösung gerichtete Stellungnahme der Mehrheit unserer Geschäftsleitung der Partei, führten zur Verwerfung der Beschlüsse, denen auch Genosse Gresslich angehörte. Mit 16 gegen 2 Stimmen bei 5 Enthaltungen wurde der Fortbestand des Arbeiterinnenverbandes beschlossen.

Für den Frauentag am 8. März soll neben dem Verlangen nach dem Frauenstimmrecht auch die Kranken- und Mutterschaftsversicherung der Schweiz behandelt werden. Nach Annahme einer Resolution, welche vom neuen Fabrikgesetz noch in letzter Stunde die Heraushebung des Schulalters für Knaben vom 14. auf das 16. Altersjahr und damit die Gleichstellung mit den Mädchen verlangt, schloß die interessante Tagung. Sie hat gezeigt, daß selbständiges Wollen auch die Arbeiterinnenbewe-

leben des Armen kennt, will einen Stein auf ihn werfen? Welcher Verständige ihm den Wunsch verleiht, sich aus den Banden dieses Daseins und von dieser Umgebung zu lösen?"

„Da, geliebte Christen, wen Gott lieb hat, den züchtigt er, und manchen läutert er durch irdisches Leid so sehr, daß er im Lode gleich zur Seligkeit eingehen darf. So hoffen wir, der Herr werde auch diesen Unglücklichen in Gnaden bei sich aufnehmen, er, der da sagte: Kommet alle her, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Und der ferner in der Bergpredigt die tröstlichen Worte sprach: Selig sind die, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“

„Wohl urteilen Christi Jünger auf Erden strenger, als unser Vater im Himmel. Sie neiden diesem Unglücklichen die Gabe Gottes und weigern ihm ihre Gebete. Weil sie jener Liebe dar sind, mit der der Vater alle seine Kinder umfängt, ja weil sie nur dem Worte nach Christi Jünger sind, in Wahrheit Heuchler und falsche Propheten. Hat Christus nicht gesagt: davon wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander haben?“

„Liebe ist es, was unser Erlöser von uns verlangt, nicht daß, nicht Engherzigkeit, nicht kleinliche Splittlichkeit. Könnte ein echter Christ den Gedanken tragen, daß dieser arme Sünder nun hinginge in die ewige Verdammnis, weil man ihm das Gebet versagte? Kann man die Grausamkeit jener Gottesdiener begreifen, die hier von ihrer Macht, zu lösen, keinen Gebrauch machen und dadurch die arme Seele der Hölle überantworten? Mögen sie der Worte Christi gedenken: Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; denn mit welchem Maß ihr messt, wird auch euch gemessen werden.“

Und nun empfehlen wir die Seele dieses Verstorbenen der allbarmherzigen Gnade und wir dürfen es tun in der Zuversicht, daß Gottes Güte ihm seine Tat verzeihen wird. Hat der Herr dem Schächer am Kreuz verziehen, warum sollt er dem Menschen nicht verzeihen, dessen einziges Verbrechen seine Armut war! Und Christus hat auch gesagt: Wo zwei oder drei unter euch versammelt sind in meinem Namen und den Vater um etwas bitten, so bin ich unter euch. Und alles, was ihr bittet im Gebet, so sehr glaubet, so werdet ihr es empfangen! Darum, geliebte Christen, laßt uns ein Gebet verrichten für die ewige Seligkeit dieses Verstorbenen.“

Stumm falteten die Leute ihre Hände und senkten die Köpfe nieder, während der Sprecher mit edler Ruhe und schlichtem Ernst das Vaterunser langsam vorbetete. Und in der Erglossenheit des Augenblicks merkten die meisten gar nicht, daß es das evangelische Vaterunser war.

Auf dem Heimweg streifte mancher den Studenten mit einem achtungsvollen Blick. Mann konnte nicht leugnen, daß er eine schöne und verdienstliche Tat getan hatte. Einzelne kamen sogar zu ihm hin, drückten ihm bewegt die Hand und dankten ihm, daß er dem Toten den letzten christlichen Liebesdienst erwiesen und ihm zur Seligkeit verholfen habe. Auch stellten die Leute seiner Predigergabe das beste Zeugnis aus und mahnten, er solle jetzt nur gehörig einhauen, damit sie bald seine Primiz feiern könnten.

Der Pfarrer und seine Agenten hatten wochenlang eine saure Arbeit, bis sie der Bevölkerung den richtigen Begriff für die Ungehörigkeit des Borgefallenen beigebracht hatten. Es kostete unendlich viel Schweiß; aber schließlich war der erwünschte Umschwung der öffentlichen Anschauung eingetreten, so daß nun jedermann wußte: es war ein Skandal!

Und zwar ein Skandal allerersten Ranges. Das Gerücht von der „Kumpenleiche“ wollte nicht mehr verstummen, und viele, die anfänglich den Heidenkaplan gelobt hatten, wollten das jetzt ironisch gemeint haben und schimpften auf ihn mit verdächtigem Eifer.

Der Missetäter tat gut daran, sich beizeiten der auflodernden Volkswut zu entziehen. Er packte eilig seine Bücher mittamt den gipsernen Götzen in große Koffer und verschwand über Nacht. Nach einiger Zeit traf aus der Univeritätsstadt eine kleine Geldsendung an den Wander-

vogel ein mit der Bestimmung, es in eine Bowle umzuformen zur Feier des bestandenen Doktoramens von Ulrich Kauscher. Und bald darauf erfuhr man, Kauscher habe sich anstatt im Lande zu bleiben und sich „redlich“ zu nähren, ins Preußische gewandt, wo nach dem Sprüchwort eine redliche Ernährung ausgeschlossen scheint, und er habe dort an einer größeren Zeitung eine Stelle als Redakteur angenommen.

Diese Gerücht bestätigten den Steinachern in schlüssiger Form die endgültige Verkommenheit des Heidenkaplans. Die Steinacher bezeichneten nämlich jeden umgefallenen Theologen als „verkommenen“ Studenten, gleichgültig welchem weltlichen Berufe er sich zuwendet. Für sie ist es von dem einzig würdigen Studium abgefallen und in den Sumpf der Weltlichkeit geraten.

„Er hats zu mir gebracht“, wußten die Bürgerleute von Kauscher bedauernd zu sagen, und wenn sie einen Beweis für sein Glend anführen wollten, genügte ihnen der Hinweis, daß er sich im Preußischen aufhalte. Und später konnten sie noch hinzufügen, er lebe dort in Zivilehe mit der berühmten Ottilie Hoffmeister, der hinausgeschmissenen Lehrerin von Steinach. Und sogar Kinder habe er von ihr!

Danach schien Gottes strafende Hand schwer auf ihm zu lasten und die Christen Steinachs empfanden darüber eine hohe Genugtuung.

Das Rätsel des Zodiakallichts.

Jener seine Lichtreiz, der in unsern Breiten, vornehmlich aber im Februar, dem Auge am abendlichen Horizont sichtbar wird, der die Sternbilder des Tierkreises mit einem leichten Schimmer überdeckt, und als matter Lichtkegel schräg vom Horizont aus emporsteigt, ist wohl von den meisten Menschen noch nie beobachtet worden, obwohl er mitunter die Helligkeit der Milchstraße erreicht. Die hellsten und breitesten Partien befinden sich am Horizont, dort, wo die Sonne untergegangen ist. Nach oben zu verjüngt sich der Lichtkegel und wird immer verdickener und matter. In der Gegend der Plejaden ist sein Licht am mattesten, wächst aber wieder, wenn man in den Tierkreisbildern fortfährt, an Helligkeit und Breite bis zum gegenüberliegenden Horizont, wo es als sogenannter „Gegenschein“ sichtbar ist. Dieser Gegenchein jedoch, der so schwach ist, daß ihn erst Humboldt vor 110 Jahren bemerkte, als er sich im Tropengürtel des Atlantischen Ozeans aufhielt, ist noch unbekannter als das Tierkreislicht selber. Es ergibt sich, daß das räthelhafte Leuchten den ganzen Himmel ebenso bandartig überzieht, wie die Milchstraße auch, nur in ganz anderer Richtung.

Während man aber über die Natur der Milchstraße durchaus im klaren ist, während man weiß, daß sie nichts ist als das zusammenschließende Licht der Millionen Sterne, die aus unermesslichen Fernen zu uns herüberleuchten, und so einen matten schimmernden Teppich bilden, dessen zarter Grund mit vielen helleren und hellsten Sternen besät ist, wissen wir über die Natur des Tierkreislichts herzlich wenig. Die Ansichten wechselten bisher darüber fast von Tag zu Tag, ohne daß eine der Anschauungen besonders zwingende Kraft gewann. Da sich die Erscheinung über den ganzen Himmel hinwegzog, mußte sie die Erde ringförmig oder wenigstens scheibenförmig umgeben. Es lag daher auch nahe, an eine ähnliche Erscheinung anzuknüpfen und man glaubte in dem Tierkreislicht ein gleiches Phänomen sehen zu können, wie beim Saturn. Dieser eigenartige Planet wird von einer Schar kleinster Körperchen umkreist, die durch ihre Anzahl und ihre Kleinheit den Eindruck gleichmäßigen Leuchtens hervorbringen. Auch das Tierkreislicht sollte von kleinen von der Sonne beschienenen Körperchen ausgehen. Diese Anschauung läßt sich aber mit den Beobachtungen sonnenbelegter Körper nicht vereinigen, denn in diesem Falle müßte gerade der Gegenchein die hellste Partie des ganzen Phänomens sein. Nach Seeligers Annahme glaubte man sodann in dem Zodiakallicht eine große linsenförmige Anhäufung von Staub zu sehen, die die Sonne umgibt, und

in der sich nun auch die Erde bewegt. Diese Erklärung erschien auch deshalb sehr wahrscheinlich, weil dadurch zugleich gewisse Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Planeten Merkur erklärt würden. Es ergab sich rechnerisch, daß jedes Kubikmeter des die Sonne einschließenden Staubhaufens nur 36 Kilogramm Masse zu enthalten brauchte. Diese Feststellung der Masse gab der Deutung, einen exakten Anhalt, und man war herzlich froh darüber.

Aber auch diese Anschauung wird durch neue Beobachtungen erschüttert, die J. Schmid angestellt hat und die er soeben in „Gerlands Beiträgen“ veröffentlicht. Mag die vermutete, die Sonne umgebende Staubmasse, innerhalb oder außerhalb der Erdbahn liegen oder über sie hinausreichen, immer lassen sich Schmid's Beobachtungen nicht mit der Erklärung vereinbaren. Schmid meint vielmehr, daß die Erdatmosphäre eine viel größere Mächtigkeit besitzt, als man bisher annahm; er meint ferner, daß die Erdatmosphäre keine Kugelgestalt hat, oder richtiger gesagt, die Erde in überall gleicher Dichte umgibt, daß sie vielmehr eine linsenförmige Figur besitze, deren größte Stärke (Äquator) nicht in der Nähe des Erdäquators liege, sondern in der Nähe der Ekliptik, der scheinbaren Sonnenbahn am Himmel, also in der Ebene der Erdbahn. Er erklärt dann die abendliche Erscheinung des Tierkreislichts so, daß eben nach Sonnenuntergang ein Teil dieser sonnenbelegten Atmosphäre auf der Nachtseite sichtbar bleibe und den als Zodiakallicht bekannten Lichtreflex bilde.

Wie weit diese Erklärung zutreffen mag, müssen erst die weiteren Beobachtungen und die wissenschaftliche Durchdringung dieser Anschauungsweise erweisen. Wie dem auch sei, der Leser möge diese Anregung benutzen, sich die Erscheinung in der Natur einmal näher anzusehen. In trocknen Städten wird er damit Schwierigkeiten haben, denn der von der Straßenbeleuchtung erhellte Dunst, der in einer Wolke über der Stadt lagert, verweicht die feinen Lichtphänomene. Er muß die Gelegenheit eines Ausflugs in die Umgebung benutzen.

Im Frühjahr sieht man die Erscheinung am besten abends, nach Sonnenuntergang, im Herbst morgens vor dem Aufstiege des Tagesgestirns über dem Horizont.

F. Linke.

Ist die Vergangenheit oder die Zukunft das Räthelhaftere?

Jedermann wird sagen, daß die Vergangenheit dasjenige ist, worüber wir viel bessere Auskunft zu geben imstande sind, als über die Zukunft. Denn was einmal war, kann uns durch die Geschichte übermittelt werden und wird es auch vielfach. Was dagegen die Zukunft bringt, ist völlig ungewiß, den wir können nicht vorausschauen und voraussetzen, was sein wird.

So fest, wie das auf den ersten Anblick erscheint, ist das durchaus nicht. Es ist daher höchst interessant zu hören, was der im Sommer 1912 verstorbene große Mathematiker Henri Poincaré, der Bruder des jetzigen Präsidenten der französischen Republik in seinem jüngst in deutscher Uebersetzung erschienenen Buche „Letzte Gedanken“ (Leipzig 1914. Preis geb. 4,50 M.) in einem Aufsatze über die Frage der Veränderlichkeit der Naturgesetze sagt. Er weist auf die Unsicherheit der wissenschaftlichen Schlüsse in den verschiedenen Gebieten hin und zeigt, wie der Geologe dort Schlüsse ziehen kann, wo der Mathematiker dazu nicht fähig ist. Er führt dafür folgendes an. „Sind zwei Organismen gleich oder wenigstens gleichartig, so kann eine solche Uebereinstimmung nicht auf einen Zufall beruhen, und wir können behaupten, daß beide unter gleichartigen Bedingungen gelebt haben. Finden wir die Ueberreste solcher Organismen, so sind wir nicht nur sicher, daß sie aus einem Keim hervorgegangen sind, der dem gleichartig ist, aus dem wir ähnliche Wesen sich entwickeln sehen, sondern auch, daß die Augmentenperatur bei ihrer Entstehung nicht höher war als die, bei der sich ihr Keim noch entwickeln kann.“ Aus der einen Tatsache des Findens

der Ueberreste, schließt der Geologe mit ihm auf einen ganzen Haufen Dinge, auf viele vorangegangene Zustände. Der Mathematiker dagegen leitet aus jeder Tatsache nur einen einzigen Schluß ab. Es ist daher selbstverständlich, daß die Schlüsse des Geologen keine gleiche Beweisraft haben, wie die des Mathematikers. Poincaré fährt dann fort:

„Der Geologe besitzt also ein Hilfsmittel, dessen der Mathematiker ermangelt, ein Hilfsmittel, das ihm gestattet von der Gegenwart auf die Vergangenheit zu schließen. Warum ermöglicht uns dasjenige Hilfsmittel nicht, von der Gegenwart auf die Zukunft zu schließen? Sehe ich einen Mann von zwanzig Jahren, so bin ich sicher, daß er alle Entwicklungsstufen durchschritten hat, von der Kindheit bis zum Jünglingsalter, und folglich auch weiter, daß seit zwanzig Jahren auf der Erde keine Katastrophe stattgefunden hat, die alles organische Leben vernichtet hätte. Das beweist aber keineswegs, daß ein solcher Umsturz nicht in den nächsten zwanzig Jahren stattfinden könnte. Wir haben für die Erkenntnis der Vergangenheit Mittel, die uns fehlen, wenn es sich um die Zukunft handelt, und das ist vielleicht der Grund, weshalb uns die Zukunft noch räthelvoller erscheint, als die Vergangenheit.“

Ich muß hier auf eine Abhandlung verweisen, die ich über den Zufall geschrieben habe; ich habe die Ansicht Lalandres angeführt, der das Gegenteil gesagt hat, nämlich, daß die Zukunft durch die Vergangenheit vollkommen bestimmt ist. Nach Lalandre kann eine Ursache nur eine einzige Wirkung hervorrufen, während eine und dieselbe Wirkung von mehreren von einander verschiedenen Ursachen hervorgebracht sein kann. Wäre dem so, dann wäre es die Vergangenheit, die unentzerrbar, und die Zukunft, die leicht zu erschließen wäre.“

Poincaré schließt sich dieser Meinung nicht an, läßt jedoch auch die Frage selbst offen. Wer sich aber vorurteilsfrei damit beschäftigt, sieht ein, daß ihre Lösung nicht leicht sein kann. In der Tat ist die Zukunft durch das Vorangegangene vollständig bestimmt, sie kann sich nur aus dem Früheren entwickeln. Könnten wir das Frühere vollkommen und genau erfassen, so hätten wir die Möglichkeit, alle Zukunft vorauszusagen. Von der Gegenwart können wir dagegen nicht auf die Vergangenheit schließen. Versagt dafür unsere Geschichte, so können wir nur Vermutungen über sie aufstellen. Selbst wenn wir die Gegenwart genau und vollkommen erfassen könnten, so wäre es durch keinerlei Mittel möglich, auf die Vergangenheit zurückzuschließen. In diesem idealen Sinne hat also Lalandre recht, daß die Vergangenheit das räthelvollere sei.

Für unsere Frauen.

Arbeiterinnenschuh in Deutschland.

Das Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands bringt in seiner Nummer vom 24. Januar eine Uebersicht über den deutschen Arbeiter Schuh im Jahre 1912, die auf Grund der Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten zusammengefaßt ist.

Danach haben die Zuwiderhandlungen gegen die Arbeiterinnenbestimmungen um 2125 abgenommen. Immerhin waren noch 12 000 zu bezeichnen, von diesen betrafen die Beschäftigungsdauer 864, früheren Samstagsschluß 2275, Nachtarbeit 252, Mindestlohn 71, Beschäftigung von Arbeiterinnen 64, Mitgabe von Arbeit nach Hause 64, sonstige Vorschriften 640. Die Vergehen gegen die Bestimmungen über Mittagspause, gegen Vorschriften des Bundesrats bezüglich verbotener Beschäftigungen, betr. Pausen und Ruhezeiten haben sogar zugenommen, sie beliefen sich im ganzen auf 1072.

Betroffen wurden von diesen Zuwiderhandlungen gegen die Gesetze 87 646 Arbeiterinnen gegenüber 43 435 im Jahre 1911. Die meisten Vergehen wurden festgestellt im Reinigungsgewerbe: 17,1 Proz. und im Bekleidungs- und Textilgewerbe 16,2 Proz., davon in der Kleider- und Wäscheherstellung 18,8 Proz. Die Staaten, in denen am häufigsten Zuwiderhandlungen der Arbeiterinnenschuhbestimmungen zu monieren waren, sind der Reihenfolge nach: Sachsen-Altenburg (37,4 Proz.), Meckl. v. L. (14,2 Proz.), Bayern (11,9 Prozent), Schwarzburg-Sondershausen (11,5 Prozent), Schwarzburg-Rudolstadt (10,3 Proz.), Oldenburg (9,8 Proz.). Verurteilt wurden im ganzen 170 117 von 311 582 der Aufsicht unterstehenden Betriebe.